

## Buchbesprechungen

*Achim Sing, Die Memoiren König Maximilians II. von Bayern 1848–1864. Mit Einführung und Kommentar. München: C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung 1997 (Schriftenreihe zur Bayerischen Landesgeschichte. Hg. von der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 112). 180 S., 9 Abb., 38 DM.*

Er habe gar nicht gewußt, wie schön sein Bayerland sei, soll König Maximilian II. von Bayern während seiner Hochzeitsreise gesagt haben, er meint nicht die Alpen, sondern den Bayerischen Wald bei Deggendorf. Er ist einer der wenigen Monarchen, die Deggendorf und seine Umgebung besucht haben (sein Sohn König Ludwig II. soll, so die Sage, ausgerechnet im niederbayerischen Natternberg auf seine Wiederkunft warten, wenn die Preußen endlich weg wären...)

Autobiographien von Staatsmännern gibt es sehr viele, im Gegensatz zu Memoiren von Monarchen. Zu den Ausnahmen zählen im 19. Jahrhundert König Johann von Sachsen, König Ludwig I. von Bayern – er verfaßte bisher nicht gedruckte Erinnerungen –, Prinz Leopold von Bayern und Kaiser Wilhelm II. – und die von Achim Sing herausgegebenen Memoiren König Maximilians II. von Bayern. Der Autor ist ein ausgewiesener Kenner dieses bayerischen Königs und seiner Epoche (Vgl. Achim Sing, Die Wissenschaftspolitik Maximilians II. von Bayern [1848–1864]. Nordlichterstreit und gelehrtes Leben in München. Berlin: Duncker & Humblot 1996 [Münchener Universitätsschriften. Ludovica Maximiliana. Universität Ingolstadt – Landshut – München Forschungen und Quellen. Hg. von Laetitia Boehm. Rez. von G. Seiderer in: ZBLG 61 [1998], H. 2, S. 574–576; vgl. auch SZ 27.5.1998).

Bei der Arbeit an seiner Dissertation ist der Autor im Geheimen Hausarchiv München im Nachlaß von Maximilians Kabinettssekretär Franz Seraph von Pfistermeister auf die Memoiren gestoßen.

„Ziel der einleitenden Betrachtung ist es, Autobiographie und Memoiren als Begriffe zu definieren, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu erläutern, die mögliche Motivation von Memoirenschreibern zu beleuchten und die aus dem Rückblick resultierende Perspektivenverschiebung herauszuarbeiten. Ferner soll der problematische Quellenwert dargelegt werden...“, umschreibt der Herausgeber sein Erkenntnisinteresse, und es ist ihm gelungen, die gesteckten Ziele zu erreichen. Der Begriff der „einleitenden Betrachtung“ ist untertrieben, umfaßt doch der reine Memoirentext lediglich etwa ein Drittel des Buches, der Hauptanteil ist „Einführung und Kommentar“ mit über 250 Anmerkungen. Ein Kabinettsstück ist das Kapitel zur Begrifflichkeit von Autobiographie und Memoiren, es ist von einer Gründlichkeit und Präzision, die über Maximilian, ja über die Geschichtswissenschaft hinausweisen. Sing kommt, Ranke bedenkend („Zuverlässige Memoiren gibt es wenige oder kei-

ne“), zu dem Schluß, daß die Aufzeichnungen von König Maximilian, soweit es sich überhaupt nachweisen läßt, höchst seriös und zuverlässig sind: sie seien „sachlich gehalten“ und hätten einen „betont objektiven Anspruch“ (23), es „konnten weder schwerwiegende Erinnerungsfehler noch krasse Überzeichnungen festgestellt werden“ (62). Seine Aufzeichnungen seien „keine reine Rechtfertigungsschrift“, sondern Ausdruck einer „introvertierten selbstkritischen Reflexion“, die manchmal „fast schon selbstquälerische Züge“ trage (27). Dabei diene „die Selbstkritik nicht nur der schonungslosen Gewissensprüfung, sondern auch der zufriedenen Selbstbestätigung“ (36).

Die Memoiren sind Fragment geblieben, „ein Torso, der jedoch in seinen beiden Hauptteilen sorgfältig ausgearbeitet ist“ (4). Die beiden Schwerpunkte: Maximilians Kindheit und die Politik um das Revolutionsjahr 1848. Angeregt hatte die Niederschrift der Historiker Leopold von Ranke: „Die Aufforderung eines meiner geschätzten Lehrer, des bekannten Professors Ranke in Berlin, ließ mich den Entschluß fassen, meine Wirksamkeit als Regent aufzuzeichnen.“ (S. 104)

„Maximilian II. wies seiner Kindheit eine hohe Bedeutung für den späteren Lebensweg zu, er unterstrich die schwerwiegenden Folgen einer mangelhaften Erziehung. In der unglücklichen Adoleszenz vermutete der König die Ursachen für viele Unzulänglichkeiten, wie fehlendes Selbstvertrauen, Ängstlichkeit und gehemmten Umgang mit Menschen.“ (44). Er wuchs auf ohne feste Bezugsperson. Er war ständig wechselnden Erziehern ausgesetzt, zu denen er kein Vertrauen entwickeln konnte. „Mein Gemüth war nicht jugendlich heiter, an Niemanden hing ich mit wahrer Liebe noch Vertrauen. Religion kannte ich nur dem Namen nach... An innerer Reaktion gegen meine Erzieher war ich gewöhnt; leider auch gegen meine Mutter. Vor meinem Vater hatte ich eine Art Scheu...“ (121), beschreibt er seine Situation als 14jähriger. Einer der Erzieher sprach von der Notwendigkeit, im Prinzen die „letzten Keime des Hochmuths“ durch „Demüthigung“ zu tilgen (57); verständlich, daß er „die nicht glückliche Wahl der mit meiner Erziehung und Bildung betrauten Personen“ (121) moniert. Die aus Klerus oder Militär kommenden Erzieher waren meist nicht für ihre Aufgabe qualifiziert, griffen oft zu repressiven Maßnahmen und wollten sich zudem gegenüber dem Vater, König Ludwig I., profilieren. Der Kronprinz stand unter starkem Zwang zu Leistung und hohem Erwartungsdrang sowie rigoroser Kontrolle („Freye Bewegung wurde gar nicht zugegeben... Niemals hatten wir Ferien, ausgenommen während ein paar Fußreisen...“ [125, 128]) Er bedauert: „Zur Bildung meines Characters geschah so viel wie nichts...“ (111). Ein „larmoyanter, egozentrischer Zug“ (63), wie Sing konstatiert, ist nicht zu übersehen.

Sing vergleicht Maximilians Erziehung mit der anderer Monarchen (S. 66ff.); so stellt er beispielsweise für Preußen im späten 18. Jahrhundert eine vergleichsweise liberale Erziehungspraxis fest, die unter dem Einfluß des Pädagogen Delbrück und der Prinzenmutter stand, während später Kaiser Wilhelm II., ähnlich wie Maximilian, mit Strenge und ohne viel Geborgenheit aufwuchs.

Freilich: Konsequenzen aus den erlittenen Erziehungsschäden („Was Noth getan, war eine feste, konsequente, liebevolle und verständige Führung; daran hat es leider gefehlt“ (129) zog Maximilian bei der Erziehung seiner eigenen Kinder nicht. So behandelte er als Vater seinen Sohn Ludwig II. genauso distanziert und ohne großes Interesse, wie er es selbst erlebt hatte.

Das zweite Hauptkapitel von Maximilians Memoiren trägt den Titel „Von der Thronbesteigung bis zur Gegenwart“; es umfaßt die Zeit von Ende 1847 bis zum Thronwechsel im März 1848, einen Rückblick auf die Regierung König Ludwigs I. und die ersten Erfahrungen als Regent bis Mitte 1848. Die Beurteilung der Regierung seines Vaters trägt (auch) Züge der Selbstrechtfertigung bezüglich der Erblasten: „Großes hat er geschaffen, vorzüglich im Reiche der Kunst... Manches Nützliche, ja wohl dringend Nöthige, blieb seinem Nachfolger überlassen“ (151). Der „förmlichen Liebeskrankheit“ Ludwigs in seinem Verhältnis zu Lola Montez kann er kein Verständnis abgewinnen. Ausführlich und abwägend charakterisiert er die Vormärz-Minister Fürst Ludwig von Oettingen-Wallerstein und Karl von Abel.

Die Revolution von 1848 wurde Maximilian zum „traumatischen Erlebnis“ (37). Er bereut, daß man der Revolution nicht durch Präventivmaßnahmen habe zuvorkommen können; so urteilt er über das Frankfurter Vorparlament Ende März/Anfang April 1848 unverblümt: „Ein paar österreichische oder preussische Bataillone aus dem nahen Mainz hätten genügt, diesen weitführenden Versuch im Keime zu ersticken – es geschah nicht.“ (131); militärischer Einsatz gegen die Revolution wird als Möglichkeit einbezogen. Eigentlich ist er ein reaktionärer Monarch, der den Besitzstand gewahrt sehen möchte: „Hat auch eine Regierung durch begangene Fehler Ungesetzlichkeiten hervorgerufen, so muß sie dieselbe dennoch mit Macht unterdrücken, dann sie bessern was nöthig, nicht umgekehrt; Schmähung der Regierungsgewalt ist das größte Uebel. Wie eine Jungfrau ihre Unschuld, soll eine Regierung ihr Ansehen wahren; wenn es einmal verloren, ist es gar nicht mehr oder doch nur schwer wieder herzustellen.“ (79).

Erstaunlich ist die Selbstverleugnung Maximilians nach seiner Thronbesteigung. Er gibt in vielen nach, nicht aus Überzeugung, sondern „in Folge von moralischem Zwang und von Gewalt“ (135). Er trägt eine weiß-blaue Kokarde im Knopfloch, und in seiner Thronrede sagt er: „Ich bin stolz, Mich einen constitutionellen König zu nennen.“ (94) Schließlich beruft er den liberalen Regensburger Bürgermeister Gottlieb Friedrich Theodor von Thon-Dittmer als Innenminister. Letzten Endes aber gilt: „Das monarchische Prinzip betonte Maximilian II. in ähnlicher Weise wie sein Vater“ (37).

Achim Sing resümiert „Die Memoiren illustrieren die grundlegende Verunsicherung über eine Welt, in der plötzlich die früher solide geglaubten Fundamente einer monarchischen Herrschaftsform zu brechen schienen.“ (100). Maximilian beschreibt das nicht nur anhand der politischen Umwälzungen vor 150 Jahren, sondern hellstichtig anhand seiner Kindheit, der er,

lange vor Freud, eine zentrale Bedeutung für das weitere Leben zuweist. Dank des differenzierend-abwägenden Kommentars ist ein Buch entstanden, dem man viele Leser wünscht, und nicht nur Historiker.

Norbert Elmar Schmid

Anlässlich des 300. Geburtstags von Johann Baptist Modler ist ein „Prospekt“, eine ansprechende Broschüre im CD-Format von immerhin 64 Seiten mit vielen farbigen Fotos erschienen, der dem Kunstinteressierten eine kompakte Einführung in Leben und Werk Modlers und seiner Söhne bietet und zu einer Kunstreise zwischen Donau und unterem Inn anregt:

*Edith Schmidmaier-Kathke: Johann Baptist Modler. Ein bayerischer Künstler des Rokoko. Hg. Tourismusverband Ostbayern Regensburg (Luitpoldstr. 20, 93047 Regensburg; Tel. 0941/58539-0, Fax 58539-39). ISBN 3-928755-25-0. 4,- DM. Es ist dies das erste Bändchen einer Reihe „Kultur in Ostbayern“. Man ist für diese kleine und äußerst preiswerte Publikation umso dankbarer, als auch nach dem Jubiläum eine umfassende Modler-Monographie immer noch aussteht.*

Vielleicht sind Namen Schicksal: „Modeln“ definiert das Grimmsche Wörterbuch als „formare, figurare... ausarbeitend form und bild geben“. Johann Baptist Modler (1697–1774) war einer der bedeutendsten Stuckkünstler seiner Zeit. Er arbeitete, oft zusammen mit seinen Söhnen, hauptsächlich in Niederbayern und Oberösterreich, für verschiedenste Auftraggeber: für Adel und Bürger, für Pfarreien und vor allem für Klöster, die in den Jahrzehnten vor der Säkularisation, insbesondere nach dem für Bayern verheerenden Österreichischen Erbfolgekrieg, eine letzte Blüte der Baulust und der Freude am Prunk erlebten.

Geboren wurde Modler vor 300 Jahren in Hohenfels in der südlichen Oberpfalz; aus dieser Landschaft stammen so bedeutende Zeitgenossen wie Christoph Willibald Gluck, Johann Michael Fischer und Ignaz Günther. Modler lernte wahrscheinlich beim Österreicher Franz Joseph Ignaz Holzinger die Kunst des Stuckierens, in der er einer der Großen seiner Zeit werden sollte. Nachdem er die Tochter seines Meisters in Obernberg am Inn (im heutigen Oberösterreich) geheiratet hatte, zog er 1736 mit der Familie nach Kößlarn (heute Lkr. Passau). Als er dort 1774 starb, ging auch die Zeit der aufwendigen Stuckdekorationen im Rokokostil ihrem Ende entgegen – der eher nüchterne Stil des Klassizismus setzte sich langsam durch.

Dabei fing seine Karriere gar nicht glanzvoll an. Beim ersten größeren Auftrag in Fürstenzell (1741–45) war der Architekt J. M. Fischer unzufrieden mit Modlers Arbeit, beklagte, sie sei „absonderlich nach dem dermaligen gusto“ und ließ wichtige Teile von dem routinierteren Münchner Funk ausführen. Ein solches Fiasko sollte sich nicht mehr wiederholen, denn Modler entwickelte sich vom Bandwerk-Rokoko hin zur immer virtuoserem Beherrschung der Rocaille-Ornamentik, vor allem ab den späten 1750er Jahren. We-

gen ihrer Qualität besonders hervorzuheben sind die feinen Stuckarbeiten in der Regensburger Dominikanerinnenkirche Heilig Kreuz. Modlers „prächtige Dekoration, die bei allem Reichtum doch ausgewogen und vornehm wirkt“ (Schmidmaier-Kathke), beherrscht den Raumeindruck trotz ebenfalls hochrangiger Freskierung und Ausstattung.

Die Stukkaturen in *Himmelberg* (1757), dem früheren Sommerschlößchen der Äbte von Metten, zählen „zu den originellsten des süddeutschen Rokoko“ (Dehio Niederbayern); es sind dies eine Szene aus dem Leben des heiligen Benedikt sowie köstliche Darstellungen der vier Elemente und der Jahreszeiten. Hier zeigt sich die für Modler charakteristische Tendenz zu „erzählender“ und naturalistischer Stuckdekoration, wenn er beispielsweise den heiligen Einsiedlermönch Benedikt zeigt, während ihm ein Mitbruder das Essen mit einem Seil in eine Schlucht herabläßt und dabei vom Teufel bedroht wird.

Im selben Jahr entstand in Zusammenarbeit mit seinen Söhnen sein wohl ungewöhnlichstes Werk, der Altar in *Rotthof*, südlich von Passau. Er umschließt in einer Grottenarchitektur die Stuckfiguren der (auch im Islam verehrten und von Goethe bedichteten) heiligen „Siebenschläger“; sieben Jünglinge hatte man während einer Christenverfolgung eingemauert, sie wurden 200 Jahre später wieder zum Leben erweckt. Laut erhaltener penibler Abrechnung verlangte Modler 300 Gulden: „Vor mich und meine Underhabente, solches Werkh völlig in Standt herzustellen und verfertigen, ist mein wohlverdienter Lohn.“

Dem Spätwerk des Meisters zuzurechnen ist die Ausgestaltung der Neuen Residenz der Passauer Fürstbischöfe (1768–1771), insbesondere das mit floralen Motiven geschmückte Treppenhaus und die prunkvollen Repräsentationszimmer, die Herbert Schindler als die „eleganteste Rokokoraumfolge zwischen München und Wien“ bezeichnete. Hier erreichte der „bürgerliche Stuckhadorer“ – unter Mitwirkung seiner Söhne, was Probleme der Zuschreibung schafft – den Gipfel seiner Kunst. Modler führte Wessobrunner und Münchner Einflüsse, vor allem von Cuvillés, zu einer eigenständigen Synthese: Es gelang ihm, wie schon in *Himmelberg*, den Anwendungsbereich von Stuck zu erweitern; er gestaltete mit den künstlerischen Mitteln des Stucks, was bislang der Malerei, dem Fresko vorbehalten war. Besonders liebte er die Thematik der vom Menschen belebten Landschaft, der er das reine Ornament gegenüberstellte, nicht selten zu ungewöhnlicher Einheit verschmolz.

Modlers arbeitete besonders am Volumen, an der Plastizität und kombinierte virtuos die Elemente Freiplastik, unterschiedlich stark hervortretende Reliefs (bis zum fast völligen Zurückweichen in die Fläche) und „leere“ Mauerpartien zu einem reizvollen und delikaten Spannungsfeld an Decken und Wänden. Und so erweiterte Modler, technisch wie thematisch, die Grenzen des zeitüblichen Stukkierens.

Weitere Werke, die er z. T. zusammen mit seinen Söhnen ausführte, kann man heute noch bewundern, in Aldersbach, Asbach, Frauenau, Kleeberg bei Ruhstorf, Rinchnach, Vilshofen und Vornbach (hier war auch sein Lehrer

Holzinger tätig, was reizvolle Vergleiche eröffnet). Im – damals noch bayerischen – Innviertel hinterließen Vater und Söhne Modler Stuckdekorationen u. a. in den Klosterkirchen von Reichersberg und Suben sowie reich stukkierete Rokokofassaden in Obernberg am Inn.

Norbert Elmar Schmid

## Bibliographie

Inhaltsangaben zu allen seit 1981 erschienenen Hefte der „Deggendorfer Geschichtsblätter“, Seitenangaben in Klammern .

### Heft 1, 1981

Konrad Ruhland, Johannes Heugel (um 1550–1585), ein Musiker aus Deggendorf (5–32).

Ingrid Jakob, Arbeiten des Münchener Hofmalers Christian Wink (1738–1797) im Landkreis Deggendorf und in seiner Umgebung (33–47).

Johannes Molitor, Die Gründung des Klosters Niederaltaich. Ein weiterer Diskussionsbeitrag (48–54).

Rudi Habereeder, Das Braunkohlenbergwerk Schwanenkirchen (55–68).

Georg Loibl, Denkmalpflege im Landkreis Deggendorf im Jahre 1981 (69–71).

Karl Schmotz, Zur Geschichte des Natternberges und seiner Umgebung am Beginn des 1. Jahrtausends v. Chr. (72–75).

Nachruf auf Erich Kandler (76).

### Heft 2, 1982

Andreas und Johannes Molitor, Die Darstellung des Landkreises Deggendorf in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (5–29).

Ingrid Jakob, Arbeiten des Johann Michael Fischer (1692–1766) im Landkreis Deggendorf und in seiner Umgebung (30–43).

Georg Baier, Versuche mit dem Goldenen Schnitt an alten Bauernhäusern (44–53).

Josef Greipl, Das Kalk- und Ziegelwerk in Flintsbach (54–69).

Karl Schmotz, Das jungsteinzeitliche Grabenrondell von Ramsdorf, Gemeinde Wallerfing, und verwandte Denkmäler in Niederbayern (70–77).

Georg Loibl, Denkmalpflege im Landkreis Deggendorf im Jahre 1982 (78–79).